

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Gött, Emil: Mutterwitz

urn:nbn:de:bsz:31-62042

und ein Liter Milch ebensoviel. Dazu kommt, daß der Sommer ein „zweiter Winter“ ist. Kaum kommt noch die Sonne durch die Wolken. Am 15. Juni hat man in den Städten am Schwarzwaldbrand Feuer in den Zimmern machen müssen. Die Heuernte scheint in Baden beinahe ganz vernichtet zu sein, und was mit der Getreideernte wird, wenn nicht bald die Sommerwärme kommt, weiß kein Mensch zu sagen.

In den Großstädten herrscht ein namenloses Elend. Vor allem sind es die vielen Angehörigen des Mittel-



So geht der Tod in riesiger Gestalt über den deutschen Boden.

standes, die unsagbar leiden. Alternde, die einst bessere Tage gesehen haben, sind in tiefste Armut versunken. Sie haben allen Besitz an Möbeln, Schmuck, Kleidung nach und nach verkauft, und auf nacktem Boden, auf einem Stroblager stirbt mancher alte Mann einen schreckensvollen Hungertod, während sein Weib in trostloser Verzweiflung die Hände neben ihm ringt. Mehr und mehr häufen sich die Fälle von Selbstmord in den

Städten — aus vollkommener Verzweiflung gehen die Unseligen in den Tod. Die Geburtenzahlen gehen in riesiger Schnelligkeit zurück, weil niemand mehr die Möglichkeit hat, Kinder großzuziehen, wenn nicht der Verdienst ins Ungemessene steigt. Die unsinnige Wohnungsnot zwingt die jungen Ehepaare, in möblierten Zimmern zu hausen. Tausende und Abertausende haben nur eine Kammer, in der sie wohnen können. Da kann man ein Kind nicht brauchen. Deutschlands Stolz, seine Jugend, wird bald aussterben, wenn dies so weiter geht, und das frevelhafte Wort des französischen Ministerpräsidenten Clemenceau geht in eine entsetzliche Erfüllung: „Es sind zwanzig Millionen Deutsche zuviel auf der Welt!“ Wie bald werden sie nicht mehr da sein!

Schlimm haben es die Angehörigen der „freien Berufe“. Ärzte, Bahnärzte, Schriftsteller, Künstler verdienen nicht mehr genug, um das nackte Leben zu fristen. Wer nicht imstande ist, einen anderen Beruf zu wählen, muß sich dazu verstehen, jede Arbeit zu nehmen, die ihm nur ein lärgliches Brot gibt. In Berlin steht man Ärzte als Heilungs- und Zigarrenverkäufer. Andere sind als Fabrikarbeiter eingetreten. In Sachsen sind Pfarrer in die Bergwerke gegangen, weil die Kirche sie nicht mehr bezahlen kann, oder sie arbeiten auf Banken und in Kaufmannsgeschäften, um daneben in ungeheurer Ueberanstrengung noch ihres pfarramtlichen Berufes zu walten. Und niemand sieht ein Ende des Schreckens ab.

So geht der Tod in riesiger Gestalt über den deutschen Boden, und vor ihm sinkt die Blüte des deutschen Geistes jammervoll ins Grab. Ein Bild, vor dem der Hinfende schauernd die Augen schließt. Wann wird über den gefesselten Prometheus der Morgen der Befreiung aufgehen? Wo ist der Held, der ihn aus den Ketten löst?

Eines nur vermag den Hinfenden zu trösten: das ist der Glaube, daß die Not das deutsche Volk zusammenschmiedet wird, und die Hoffnung, daß im deutschen Herzen noch eine Kraft liegt, die nicht gebrochen werden kann, auch wenn die tiefste Dunkelheit über uns hereinsinkt. Deutschland hat von altersher gelebt aus seiner Seele, die an Gottes Treue sich festgehalten hat. Wenn diese deutsche Seele wach wird, die aufs Unsichtbare traut und sich nicht zerbrechen läßt durch die Not und Uebermacht dieser Erde, dann kommt der Tag, an dem wieder deutsche Freiheit über das geknechtete Volk leuchtet. „Arbeiten und nicht verzweifeln“ — das alte Lösungswort, das einst der Engländer Carlyle ausgegeben hat, muß der Hinfende seinen Brüdern zurufen, und er setzt hinzu: „Aushalten und vertrauen!“

Damit sagt er seinen Lesern: Gott befohlen!

Mutterwitz.

Von Emil Gött.

Mutterwitz ist ein seltsames, gutes Wort, das in größter Kürze eine geheimnistiefe Sache zeigt und taugt, zu der unsäglich geschelte Männer erst auf weiten Wegen wieder gekommen sind, und wahrscheinlich auch nur, weil sie nicht ohne solchen waren. Es will nämlich sagen, daß der Witz — und das ist nicht etwa die

Gabe, grobe Wirtshauspässe zu machen und Zoten zu reißen, sondern was Besseres: rasche Besonnenheit, Schlagfertigkeit, Treffsicherheit, alles in allem eine gewisse n a t ü r l i c h e W e i s h e i t — also, daß dieser Witz durchaus nicht vom gestrengen und durch alle niederen, mittleren, hohen und höchsten Schulen geschwenkten Herrn Vater, sondern von der rundlichen, beweglichen lieben Frau Mutter herrührt, die alles von allein, von N a t u r zu haben scheint. Und man hat die Beweise dafür aus dem Leben

tausender oder aller durch hohe Geistesgaben ausgezeichneten Männer herbeigebracht, die alle ihren **W i ß** von einer Mutter haben müßten, die nicht nur wärmte, sondern auch leuchtete, oder, wie wir Allemannern sagen: zündete.

Dieser Vorgang scheint sich aber (für das Auge des Kalenderschreibers wenigstens) auch im großen Leben eines ganzen Volkes zu vollziehen, indem auch dessen **W i ß** nicht von den Schulbänken oder gar Kathedern stammt, sondern aus der gleichsam mütterlichen Schicht, aus der es, das Volk als Ganzes, quillt und immer quellen wird: aus der dicht am allmütterlichen Erdboden hinlebenden, mit ihm noch organisch verwachsenen, aus dem Bauern und dem ihn nur ergänzenden Handwerker, Arbeiter. Der **d u m m e** Bauer und der **u n g e b i l d e t e** Arbeiter, die Mutter schicht des Volkes, das ist die Schicht, wo auch sein **W i ß** entspringt. Man glaube ja nicht, daß der ungeheure Schatz an Weisstimern, wie er in den unzähligen Sprichwörtern und schalkhaften Ausdrücken des „Volksmundes“ geborgen liegt, aus irgendwelchen gelehrten oder durch Geburt und Reichthum hochgehobenen Schädeln stammt; außer daß etwa solche Häupter aus diesen Regionen ihr Scherflein dazu beigetragen haben, die zur rechten Zeit ihre Gelehrtheit vergessen, ihre Entrücktheit übersehen und sich nun rein und natürlich ihrem angeborenen Mutterwiz hingeben, ihn spielen lassen konnten. Aber weitaus das meiste kommt aus dem Dunkel und der Niedrigkeit dort unten, wo es immer noch quillt und spricht, man braucht nur sein Ohr einmal hinzuhalten und — grad ein bißel Glück haben. Das Feinbezeichnende für die Echtheit und Natürlichkeit dieses unversieglichen Sprudels ist aber, daß er eigentlich gar nichts von sich weiß, daß der Geist, der eben eine unübertrefflich feine Bemerkung gemacht hat, kein Organ hat, daran zu denken und dafür zu sorgen, daß sie ins nächste Lokalblättle oder in die „Woche“ kommt. Der treffliche Verfasser hat nichts von seinem Werke als das sinnliche Wohlbehagen des Augenblicks, wo es ihm gelang, und etwa den angenehmen Nizel des Triumphs, daß er sein Wort im engeren Banne seines Heimatbezirkes herumgehen hört. Ich glaube, es liegt ihm sogar ferne, zu denken, daß es sich erhalten und in weiter räumlicher und zeitlicher Form noch manches Echo wecken wird. Nur wirklicher Reichthum, der nicht zu rechnen braucht, darf so achtlos ausgeben. Welch ein Gegensatz zu den armeligen Stadthühnern (oder Gockeln!) mit den vielleicht tagberühmten Namen, die da von jedem Ei, das sie legen, auch wenn es vergeratet, meinen, es sei „für die Ewigkeit“ gelegt und die weite Unendlichkeit müßte es noch umstauen und in sein Gackern einstimmen.

Der Kalenderschreiber hat aber diese Sätze

nicht angehoben, um einige Behauptungen in die Welt zu krähen, die hundert andere vor ihm schon gemacht haben müssen, sondern um ein allgemeines Bekenntnis einigen speziellen Beobachtungen voranzuschicken, die ihm gelungen sind, und er beweist damit auf das Unangenehmste seinen eigenen mangelnden, oder durch vieles unnützes Denken verdorbenen Mutterwiz, daß er so viel Papier zum Einwickeln von ein paar Bröseln braucht, die ihm, dem armen Lazarus, aus reicher, vornehmer und großmäuliger Stadt unter den Bauerntischen draußen aufzufangen gelungen sind.

1. Vom guten Werkzeug.

Hat jeder meiner lieben Leser schon genügend, namentlich am eigenen Leib, mit der eigenen Hand, zu eigenem Nuß und Schaden erfahren, daß ein gewaltiger Unterschied zwischen den einzelnen Stücken einer anscheinend gleichwertigen Reihe von Werkzeugen bestehen kann, von den einfachsten Handwerkszeugen an bis zu den gewaltigsten Maschinen natürlich? Kein Ding auf Erden ist wie das andere der gleichen Gattung; bei der größterreichten äußeren Ähnlichkeit können die größten inneren Unterschiede sein. Du steckst in keinem Stück Holz und Metall, das verwendet wurde, kennst seine Tücken nicht, weder die guten, noch die schlechten (denn es gibt auch gute Tücken). Wie kein Mensch wie der andere ist, keine Fabrikuhr wie die andere des gleichen Fabrikats, keine Messer Klinge wie die andere, so ist auch, um mich meinem Fall zu nähern, kein **W e ß t e i n** wie der andere, und wäre er aus dem gleichen Schieferblock geschnitten. Du hast im Laden die Auswahl unter zwanzig gehabt, sie sehen sich ähnlich wie Eier, aber — Glück mußt du haben, um einen wirklich guten zu erwischen, das Glück einer feinen Hand, eines guten Auges und — ein bißel Glück!

Ein solches Glück mußte der tüchtig aussehende Bauersmann gehabt haben, der im vergangenen Sommer an einem heißen Tage in der — sagen wir — „Vinde“ zu Dingsweier, denn wie ich mein Volk kenne, würde er sich fast schämen, wenn ich ihn zu deutlich zeigte, ein Viertel trank, und dabei laut und behaglich von der Heuet und dem Mähen und den Schmittern und den Sensen und den Weßsteinen sprach und sicher nicht daran dachte, daß ein Ohr in der Stube war, dem jedes gute Wort rettungslos verfallen sein mußte, das ihm gelang, auch wenn er gar nicht wußte, daß es — oder besser wie gut es war. Denn daß es gut war, das wußte er! Das zeugte schon der „ictus“, der sich selbst genießende Nachdruck, mit dem er es herauschleuderte.

Er erzählte nämlich von seinem **g u t e n** Weßsteine, einem Stein, wie er nie einen gehabt,

wie kein anderer einen hätte, und wie es überhaupt keinen mehr gäbe! Ein Strich hin, einer her, und die Senfe schmelze nur so hin durchs dickste Gras! Drei Mark hab' ihm der und der dafür geboten — und er habe zwanzig Pfennig gekostet, wie jeder andere im Laden; aber er hab' ihn nicht darum gegeben! „Geh hin und such' dir einen! Ich geb' ihn nicht her!“ Denn — und hier kam das köstliche Wort, das ich meinem Volke mit einem glühenden Kolben einbrennen möchte. Für Bewahrung tausend anderer, höherer Güter, die es hergibt für — Geld, den Gütern, für den alles feil ist: Gesundheit, Freiheit, Würde, Stolz, ach alles — „dem,“ rief er, „kann i weße, wenn i drei Mark ha!“

O mein deutsches Volk! o Mensch! kannst du etwas sein, was du sein mußt, vor der Welt, vor Gott, vor dir, wenn du etwas dafür hast!

2. Vom Hobeln.

Ich stieg einmal in den Lokalzug, der zu Feierabend fährt, und darum immer arbeitendes Volk seinem Herde zuführt, und kam neben eine Bank solch heimkehrender Arbeiter zu sitzen, die in angelegentlicher Unterhaltung begriffen waren. Es waren Zimmerleute, und sie unterhielten sich über das Legen von Riemenböden. Der eine machte den Sprecher und Lehrer, und behauptete eben, wie ich hinhörte: eine Hexerei wäre es gerade nicht, einen ebenen Boden hinzubringen. „Aber weisich, uffpasse mueß doch, daß da ke Loch machsch! E Buckel derßsch mache, aber ke Loch! Weisich, e Buckel kannsch wieder wegpuzen, aber e Loch nit ruffze hobeln!“

Also, o Mensch, dieser Zimmermann, dem es so herausfuhr, und der auch nicht daran dachte, es drucken zu lassen, oder auch nur, daß es Gefahr lief, gedruckt zu werden. Dieser einfache Mensch, der kein Latein kann, aber sein Handwerk versteht, und zwar so, daß ihm diese erungene Höhe und Freiheit (denn etwas verstehen hebt uns über es und macht uns frei von ihm) die Worte verlieh, es aufs treffendste zu kennzeichnen, dieser Mensch zeigt es dir: Einen Buckel darfst du machen, aber kein Loch! Etwas zu viel wollen, irgendwo und wie ein wenig zu viel tun, dich ein wenig überspannen, das darfst du; denn das läßt sich wieder wegpuzen, ebenstreichen, ausgleichen, in der Besonnenheit, die das zu vollbringende Werk und deine eigene Verkühlung dir von selber aufzwingen. Aber unter der Kante bleiben, etwas schuldig bleiben an Wollen und Vollbringen, das darfst du nicht. Denn: Ein Buckel läßt sich wohl wieder wegpuzen, aber ein Loch nicht raufzu hobeln!

3. Die Schnitzbank.

Luden diese beiden ersten Proben zu moralischer allgemeiner Nutzenwendung ein, so will eine dritte Priße Mutterwitz rein ihrer angenehmen Giftigkeit wegen mitgenommen und geschmupft sein. Ich gebe halt nur, was mir gerade so auftaucht.

Vor wenig Jahren besuchte ich einen lieben Vetter, der in irgendeinem Dorf am — hst! verrät ihn nicht! — den heitern und tätigen Abend seines Lebens verbringt; das meiste Heu in seiner Lebensscheuer ist nämlich schon hunten; aber lustig ist er geblieben wie kein zweiter; er funfelt nur so, und ich wette eine Legel Bizenberger gegen ein Glas Bachwasser, daß er die berühmte Gelassenheit, mit der einst sein Vater das Zeitliche segnete, noch übertrumpfen und mit einem Spätzchen Abschied nehmen wird.

Wir saßen — ich hatte noch einen Wegkamera den bei mir, der Aug' und Ohr nicht von ihm wenden konnte —

„er mußt' ihn anschau'n für und für,“

um mit Freiligrath zu reden — wir saßen gemüthlich beisammen — er hatte ein Löchlein in den Keller und die Base eins in die Küche gehohlet, um uns anzufüllen — und plauderten über dies und das. Eins der nächsten Gespräche bot der eben beendigte Herbst, und der Vetter schien allen Grund zu haben, um ein wenig heftig und gallig zu werden, weil acht Tage zu spät angefangen worden war, so daß das Erträgnis durch jähes, massenhaftes Faulen der Trauben sehr geschmälert wurde.

„Ja, war denn das nicht anders zu machen?“ fragte ich, „konnte man denn nicht früher anfangen, wenn der Tag schon früher bestimmt war?“

„Ja, do mueßich die froge, wo an der Schnitzbank siße! Die mache's jo!“ Der Ton war heftig, aber im Auge zwinkerte eins. „Was?“ frag ich verwundert, „die an der Schnitzbank sißen?“ — „De jo!“ rief er, „weisich nit: wemmer untetritt, no knappt's obel!“

4. Eines Bauern Tod.

Dies gehört nicht so recht in diese Reihe. Aber ich hab' im Vorstehenden den gelassenen Tod meines Großonkels genannt, und betrachte also diese Geschichte für angeschnitten, und ich weiß nicht — Mutterwitz gehört auch da dazu, oder vielmehr: Mutterwitz ist auch das, auch wenn es gerade keinen Witz macht. Die Geschichte hat Ähnlichkeit mit der, die Hansjakob vom Tod des Hermesbauern erzählt, nur ist sie bedeutend prosaischer; und ich habe nicht die mindeste Lust, sie auf ein höheres Niveau zu — liigen.

Also, es war in der Ernte. Draußen war das Korn geschnitten und gebunden und harrte der

Heimfuhr; drinnen aber lag der Vater auf dem Sterbebette, lebte aber noch, wenn auch nicht mehr sehr. Die Kinder, Söhne und Töchter, standen oder saßen um das Bett, waren traurig und gaben sich Mühe, die Gedanken beim Vater zu lassen und nicht zu dem Korn draußen zu schweifen. Und es war sehr heiß und still. Die Rücken summten, der Sterbende atmete schwer, und ab und zu schluchzte bei den Kindern ein Laut auf, oder eine braune Faust rieb sich eine Träne aus dem Augenwinkel. Und die drückende Schwüle schien ein Gewitter zu verheißen; und schwer war's für diese Bauernleben, nicht an die Frucht auf dem Felde zu denken. Aber der Vater stirbt — man darf an nichts anderes denken — muß zart sein — und gerade wenn es schwer fällt, was kostet.

Aber der Vater — Vater und Bauer und noch einiges dazu! — löste den Bann.

„Buebe!“ sagte er, „hebe könne ihr mi doch nit. Sterbe muess i, aber i ka allei sterbe, aber 's Korn cha nit allei eri. Mache, daß er's heimbringe! — Sehn hi un hole mer e Kriegl Wi und e Gläskl Zwetschgewasser un stelle mer's do her! Un no könnener e Vaterunser bete, un no machener, daß er's Korn heimbringe.“

Und sie machten es so! Sie holten ein Krügle Wein und ein Gläschen Zwetschgewasser — versehen war er schon am Morgen worden! — und stellten es auf das Tischchen neben das Bett. Und dann beteten sie laut das Vaterunser und den englischen Gruß, und gaben dem Vater weinend die Hand und nahmen Abschied, und spannten an und fuhren hinaus und banden und luden die Karben, und fuhren gegen Abend heim; und als sie lei' in die Stube traten, war das Krügle Wi leer und das Gläsle Zwetschgewasser leer und der Vater — tot.

Während die Kinder das Korn heimtaten, das sie zum Leben brauchten, konnte er allein sterben. Er brauchte sie nicht vom Sarg und Grab aus noch zu drücken. So ging er um die Ecke, um nicht zu stören, und ich habe das Gefühl, es lag ein leichtes Zwinkern und eine grob- und unpoetisch geschnittene Zartheit in der Bestellung des Krügles und des Gläsles; es lag etwas drin, was den Kindern das Gehen leicht machte, und ich wette wieder, sie werden es an ihrem eigenen Sterbetage nicht vergessen, wie gelassen ihr Vater nach einem langen Leben rauher Arbeit von dieser „herben“ Erde ging.

Wohl dem Menschen, der nicht der Versuchung nachgibt. Gott versucht jeden: den einen durch Reichtum, den andern durch Armut — den Reichen: ob er für Notleidende die Hand aufstun, den Armen: ob er ohne Murren, der Versuchung ergeben, seine Leiden ertragen wird.

Talmud.

Grundsätze.

Von Karl Hesselbacher.

Unsere badische Dichterin Hermine Bilsinger läßt in einem ihrer Romane eine tapfere und kluge Frau auf die spitze Rede ihrer Gegnerin: „Ich würde es mir zum Grundsatz machen . . .“ die schneidige Antwort geben: „Ich habe überhaupt keine Grundsätze, meine Liebe! Zu was braucht denn ein anständiger Mensch auch noch Grundsätze? Was recht ist, versteht sich von selber.“

Wer das so obenhin liest, dem muß es sein, als bekomme er einen Schlag vor den Kopf. Leute, die keine Grundsätze haben — ja, die zählen doch nicht mit. Das sind doch Kreaturen, mit denen kein vernünftiger Mensch etwas anfangen kann. Wer will sich auf sie verlassen? Sie sind imstande, dir heute im Arm zu liegen und ewige Freundschaft zu schwören, und morgen dir den Rücken zu kehren, als hätten sie dich nie im Leben gesehen. Wer nach ihrer Meinung fragt, ist betrogen. Sie richten sich stets nach dem, was herrschende Mode ist. Sie verstehen die Kunst, sich den Verhältnissen anzupassen, wie sie sich rühmen, und darum fällt's ihnen nie ein, gegen die „Verhältnisse“ einmal tüchtig Sturm zu laufen, bis eine freundlichere Sonne scheint über dem Volksleben. Leute ohne Grundsätze halten's mit jeder Partei, die gerade am Ruder ist, weil sie mit jeder Partei gute Geschäfte zu machen verstehen. Sie sind mit allen Wassern gewaschen und mit allen Hunden geheßt. Sie sehen das Gewerbs- und Geschäftsleben lediglich durch die Profitbrille, und der Gedanke, einmal ein Opfer zu bringen für irgendeine Volksnot oder ein Unternehmen der Wissenschaft und der Kunst, liegt ihnen so fern wie der Plan, eine Bahn nach dem Mond zu bauen. Leute ohne Grundsätze sind ein weicher Ton, der sich von jedem kräftigen Finger in eine andere Form pressen läßt. Es fehlt ihnen nichts zu ihrem Glück, aber alles zum Charakter. Sie wissen das Sprüchlein „Leben und leben lassen“ morgens und abends trefflich zu beten und denken dabei: „Ich will leben, und darum sollen die Leute mich leben lassen und mir gar keine Schwierigkeiten machen und mir nicht die geringste Anstrengung zumuten. Sie sollen nicht von mir borgen oder wenigstens nur dann, wenn sie mir pünktlich fünf Prozent bezahlen können. Sie sollen mich nicht als Zeugen begehren, denn ich habe nie etwas gesehen und gehört. Wenn sie mich in Ruhe lassen, bin ich ihr bester Freund.“ Leute ohne Grundsätze sind Leute in einer Elefantenhaut. Durch diesen dicken Panzer geht keine Bitte und keine Beschwörung, aber ebensowenig eine ehrliche Grobheit durch. Sie laufen durch alle Stachelbüsche und lachen. Wer will mit Leuten ohne Grundsätze etwas zu tun haben?